



1908

## Aufsätze: Annette v. Droste-Hülshoff

Betty Paoli

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)



Part of the [German Literature Commons](#)

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Paoli, Betty, "Aufsätze: Annette v. Droste-Hülshoff" (1908). *Essays*. 630.  
[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/630](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/630)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

Schriften  
des  
Literarischen Vereins in Wien.

---

IX.

Betty Paolis  
Gesammelte Auflätze.

Eingeleitet und herausgegeben

von

**Helene Bettelheim-Gabillon.**

Wien 1908.

Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

834  
G152b  
Copy 2

Betty Paolis  
Gesammelte Auflätze.

---

Eingeleitet und herausgegeben

von

**Helene Bettelheim-Gabillon.**

Wien 1908.

Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

n. 6/14/82

## Annette v. Droste-Hülshoff.

---

### 1. Gedichte von Annette v. Droste-Hülshoff.

(„Wiener Lloyd“. November 1852.)

Wenn ich mich nicht sehr täusche, liegt eines der Hauptgebrechen der Kritik, wie sie in unseren Tagen geübt wird, und ein Mitgrund ihres geringen Einflusses darin, daß sie, statt ihre Aufmerksamkeit ausschließlich dem im guten oder im bösen Sinne Hervorragenden zuzuwenden, sich mit jeder Bagatelle beschäftigen zu müssen glaubt, wenn es nur neu ist. Erfasste sie die Würde ihres Berufes, so würde sie das Gewöhnliche, Unbedeutende, klanglos zum Orkus hinabsteigen lassen und ihre wahre Sendung allein erkennen, ein Dolmetsch zu sein zwischen dem Genius und den Massen, eine Stimme, die das irregehende Talent zurechtweist, eine mutige Hand, die dem Schlechten und Verwerflichen den gleißenden Mantel, womit es seine ekle Blöße bedeckt, abreißt, um der Welt zu zeigen wie sich hinter all diesem Glitter erlogener Genialität nichts

berge als Moder und Fäulnis; mit einem Worte: sie würde sich bloß mit solchen Werken beschäftigen, die dem Geschmack des Publikums entweder als Leuchte oder als Warnungstafel dienen können. Von dem Alltäglichen, Mittelmäßigen würde sie nur in jenen Fällen Notiz nehmen, wo es von einer Partei, gleichviel von welcher, deren Tendenzen es entspricht, auf dem Schilde emporgehoben wird, um anderen als literarischen Zwecken zu dienen. Dann ist es an der Zeit dem Zwerg die Stelzen, auf denen er herumstolziert, abzuschnallen und ihn auf sein wahres Maß zurückzuführen; in jedem anderen Falle ist es mindestens unnütz, mit Speeren und Spießern gegen das Unbedeutende auszugehen, statt es in sein eigenes Nichts versinken zu lassen. Wozu Werke besprechen, die vergessen sein werden, ehe noch das Urtheil darüber ins Publikum gelangt? Wozu diesen Ephemeriden eine Leichenrede halten, die länger dauert als ihr flüchtiges Dasein? Wäre es nicht besser, das Neue, das nicht wahrhaft, nämlich geistig neu, unbeachtet zu lassen und die öffentliche Aufmerksamkeit lieber auf Werke hinzulenken, denen zur Zeit ihres Erscheinens die verdiente Anerkennung nicht zuteil ward? Dieser Ansicht folgend, lasse ich so manches mit der Jahreszahl 1852 prunkende Buch unbesprochen liegen und greife nach Annette von Drostes Gedichten.

Im Jahre 1844 erschien dieses Buch in Cottas

Verlag; des größten Erfolges würdig, fand es nicht einmal die Verbreitung, die der Einfluß des Verlegers den aus seiner Offizin hervorgegangenen Produkten von ungleich geringerer Bedeutung zu verschaffen pflegt. Zum großen Teil mag dies den Zeitverhältnissen zugeschrieben werden: es war gerade der Moment, wo die politische Poesie am üppigsten wucherte und die echte verdrängte. Mochte ihre Würze auch das Erzeugnis der verdächtigsten Ingredienzien sein, sie war dem Publikum nur um so mehr zu Kopf gestiegen, sein an Cognak und Grog gewöhnter Gaumen fand keinen Geschmack mehr an dem jenes Fuselduftes entbehrenden Wein lauterer Poesie. Selbst der Name der Verfasserin nahm viele jener freien Geister, die es nicht zu ertragen vermögen, daß man anderer Meinung sei als sie, schon im voraus gegen sie ein. Einem alten Adelsgeschlecht des streng katholischen Westfalens entsprossen, was konnte sie anderes bringen als Anschauungen und Gefühle, die man verrottet zu nennen beliebte? — Die Richtung, die man a priori bei ihr voraussetzte, hielt die meisten ab, von den Gedichten selbst Kenntniz zu nehmen, um sich zu überzeugen, inwieferne ihr Vorurtheil begründet war oder nicht. Hierzu kam noch, daß man namentlich in jener Zeit, um durchzugreifen, von irgend einer literarischen Clique gestützt werden mußte. Es ließe sich ein interessantes Buch darüber schreiben, wie die meisten Berühmtheiten jener Tage entstanden

sind oder vielmehr wie sie gemacht wurden. Annette v. Droste, zu stolz um auf die papierenen Kränze, die der Journalismus verteilt, Gewicht zu legen, gleichzeitig gegen jede provozierte Anerkennung im Gefühle ihres Wertes sich von jeder literarischen Notorie fernhaltend, ward übersehen und ihre Richtungen blieben ungekannt. Darüber brach das Jahr 1848 herein; der stürmische Frühling desselben Jahres sah die Dichterin von der Erde scheiden. Levin Schücking, ihr Freund und Landsmann, widmete ihr einen tiefempfundnen Nachruf, aber ihr Volk ahnte nicht, was es an ihr besessen, in ihr verloren hatte. Deutsches Volk! bist du so reich, daß du an Schätzen, auf die jede andere Nation mit freudigem Stolz hinweisen würde, achtlos vorübergehen magst? Oder bist du so wahnbevangen, daß nur der Flitter dich blendet, nur der Glanz dich besticht?

Das Buch zerfällt in verschiedene Abteilungen; die erste derselben trägt die Überschrift: „Zeitbilder“. Bereitwillig geben wir zu, daß die Partei, die schon in dem Namen der Dichterin ein böses Omen erblickte, sich in ihrem Verdachte nicht getäuscht hat: in der Tat sind diese Gedichte von einem Geiste durchweht, der mit dem Zeitgeist nicht das Geringste gemein hat. Nicht als ob sie etwa aus einer Galerie jener mit erkünstelter Naivität und konventioneller Wehmut ausgeführten Heiligen- und Ritterbilder beständen, wie wir sie in der schwäbischen Schule so häufig finden; —

niemand kann von der Beschränktheit einer solchen Auffassung freier sein als unsere Dichterin. Einzelne dieser Gedichte sind von einer Kraft und Größe, andere von einer Nüchternheit und Lieblichkeit, die einen Maßstab für den Umfang dieses außerordentlichen Talents geben; aus allen aber spricht nicht die weiche Klage um versunkene, unmöglich gewordene Zustände, sondern die brennende Sehnsucht nach dem Wiedererwachen jener ewigen Ideen des Rechts und der Wahrheit, ohne welche noch keine Zeit und kein Volk Großes zustande zu bringen vermochte. Eine die Anschauungsweise der Verfasserin charakterisierende Stelle finde hier ihren Platz:

„Den Wurm, der im geheimen schafft,  
Den nackten, kalten Grabeswurm,  
Ihn tötet nicht des Armes Kraft  
Noch euer toller Niedersturm.  
Ein frommes, keusches Volk ist stark,  
Doch Sünde zehrt des Landes Mark;  
Sie hat in deiner Glorie Bahn,  
O Roma! langsam dich entleibt,  
Noch steht die Säule des Trajan  
Und seine Kronen sind zerstäubt!“

In den „Haidebildern“ schildert die Dichterin die Eigentümlichkeit ihrer westfälischen Heimat, an der sie mit kindlicher Treue hängt; sie zeigt uns die gelbliche Steppe, den Föhrenwald, der sich als dunkler Strich an ihrem Rande hinzieht, den Weiher mit seinen bunten

Wasserpflanzen, das matte Blau des Himmels, der sich über das Ganze wölbt. Der charakteristische Reiz dieser Gedichte besteht aber noch weit mehr als im getreuen Schildern, in der ich möchte sagen historischen Auffassung der Natur, die sich in ihnen ausspricht. Namentlich in einem derselben, „die Mergelgrube“, ist das rastlose Werden und Vergehen, das Zehren des Lebens an sich selber auf erschütternde Weise zusammengefaßt. — Von gleicher Bedeutsamkeit sind „der Hünenstein“ und „die Krähen“. Das letztgenannte Gedicht zeigt uns eine Schar dieser Vögel, die ihr Sandbad nimmt; eine schwaghafte alte Krähe hebt an dem jungen Volk zu erzählen, was sie im Laufe ihres langen Lebens an sich vorübergehen sah. Ihr Lieblingsheld ist Christian von Braunschweig, und ihr merkwürdigstes Erlebnis die Schlacht, die er bei Loën (1623) gegen Tillys Macht verlor. Auf einem Galgen sitzend, war sie Zeugin des Gefechts gewesen; sie schildert den „tollen Herzog“ und preist, wie ritterlich und kühn all seine Gebahren:

„Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,  
Da standen seine Landsknecht' auf den Füßen!  
Wie Speere, solche Blicke konnt' er schießen.“

Zur Schilderung der Schlacht übergehend, malt sie das graufige Bild aus wie die Kanonen das Hirn der Kämpfer zu Brei fuhren, die Granate am sandigen

Grund hinkief, verendende Kofse auf dem Boden sich wälzten und wie mancher Totwunde

. . . . „noch einen Stich versucht  
Als über ihn der Bayer weggefucht.  
Noch lange hatten sie getobt, geknallt!  
Ich hatte mich geflüchtet in den Wald;  
Doch als die Sonne färbt der Föhren Spalten,  
Ja, welch' ein köstlich Mahl ward da gehalten!  
Kein Geier schmaust, kein Weihe je so reich!  
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,  
Das gab ein Hacken, Bicken, Leich' auf Leich' —  
Allein der Halberstadt war nicht darunter:  
Nicht kam er heut, noch sonst mir zu Gesicht,  
Wer ihn gefressen hat, ich weiß es nicht.“

Als die Scheherazade verstummt, streckt ein Krähengreis den Kopf; seine Erinnerungen reichen noch weiter hinauf in eine ferne Vergangenheit. Er erzählt von jener grauen Zeit:

„Als Ritter mit dem Kreuz gefahren  
Und man die Münster hat geweiht.“

Am Kirchenfenster herumflatternd, war er einst Zeuge von der Einkleidung einer Nonne gewesen. Es kann nichts Lieblicheres geben als die Schilderung dieser Szene, wie die Eltern der Himmelsbraut standen, der Vater aufs Varettelein in seiner Hand, die Mutter auf das Paternoster starrend.

Ehbar, wie bronzen sein Gesicht —  
 Und aus der Mutter Wimpern glitten  
 Zwei Tränen auf der Schauben Mitten,  
 Doch ihre Lippe zuckte nicht.

Und sie in ihrem Sammetkleid,  
 Von Perlen und Juwel umfunkelt  
 Bleich war sie, aber nicht von Leid,  
 Ihr Blick doch nicht von Gram umdunkelt.  
 So mild hat sie das Haupt gebeugt,  
 Als wollt' auf den Altar sie legen  
 Des Haares königlichen Segen —  
 Vom Antlitz ging ein süß Geleucht.

Ihr Anblick hat sein armes Krähenherz so überwältigt, daß er von nun an nicht mehr aus der Nähe des Klosters wich. Wenn sie durch den Kreuzgang schritt, flog er ins Quadrum hinab, zum Scheine nach einem Regenwurm suchend. Magnetisch hält ihn ihre teure Nähe gefangen, und als nach manchem Jahre die Leiche der „heiligen Frau im Ordenskleide“ ins Quadrum gebracht wurde, blieb es sein bitter-süßes Glück durch ein Loch am Kirchende ins Gewölbe zu schauen. Da sitzt er noch oft im Dämmergrau, sie betrauernd, die hold war wie keine Krähenfrau.

Der neue Toggenburg schweigt. Da schnarrt über ihnen die Stimme eines uralten Raben, der bisher stumm auf einem Fichtenaste saß. Was kümmern ihn diese Geschichten aus der Neuzeit, ihn, der noch von

Teut und Thor hörte und Hünen bestatten sah? Er will Kunde geben von jenen Tagen, doch krächzend

„hebt sich die Schar und klatscht entlang den Flügel.  
 Der Rabe blinkt, er stößt ein kurz Geächz,  
 Die Federn sträubend wie ein zorn'ger Igel;  
 Dann duckt er nieder, kraut das kahle Ohr,  
 Noch immer schnarrend von Teut und Thor“. —

In „Scherz und Ernst“, in den Gedichten vermischten Inhalts möchte ich besonders jene hervorheben, in denen sich ein aus tief schmerzlichen Erfahrungen hervorgegangener Humor ausdrückt. Was uns hier entgegentritt, ist nicht die tolle Mercutio-laune wüster Selbstironie, kein kokettes durch Tränen Lächeln, sondern eine Heiterkeit voll kräftiger Frische und reicher Liebesfülle, die höchste Blüte eines zu versöhnender Erkenntnis hindurchgedrungenen Geistes, das leuchtende Siegeszeichen eines erschütterten, aber unbezwungenen Herzens. Wie groß die Kämpfe gewesen sein mögen, die Annette v. Droste in sich zu bestehen hatte, können wir nur der abgeklärten Ruhe und heiteren Festigkeit entnehmen, mit der sie jetzt dem Leben ins Auge blickt, ohne Trost und ohne Furcht, wie es nur jene vermögen, die ihre Kraft kennen lernten. Man muß ein sehr scharfes Auge besitzen oder sehr viel gelitten haben, um zu verstehen, aus welchem dunklen, mit Tränen getränkten Grund diese Blumen hervorgesproßt; die Dichterin selbst spricht nicht davon; stolz und schamhaft

verschmählt sie es, die Wunden, die ihr das Leben schlug, zu enthüllen. Man kann sich nichts Individuelleres denken als diese Gedichte und doch wieder nichts, das weniger persönlich wäre. Darin liegt die Macht, die sie wie eine Stimme der Menschheit selbst zu unserm Herzen sprechen läßt.

Auf gleicher Höhe mit dem Übrigen stehen die Balladen; einigen von ihnen verleiht der dem Genius der Dichterin innewohnende dämonische Zug noch einen eigentümlichen schauerlichen Reiz. Außerdem ist sie Virtuosa im Schildern; wenn sie uns durch die alten Hallen führt, glauben wir den feudalistischen Schmuck an den Wänden, die Greifenklaue am Marmortisch, das in der Fensternische flatternd rollende Banner zu erblicken.

„Und der Vers?“ höre ich fragen, „ist er melodisch, weich, musikalisch?“ Nein, das ist er nicht, aber großartig, charakteristisch, voll tiefster Übereinstimmung mit dem, was er ausdrücken soll, der Leib des Gedankens, nicht sein Kleid. Die Sprache der Droste ist kein buntes Edelsteinchen mit tausend künstlich geschliffenen Facetten, sie ist ein im eigenen Lichte glänzender Solitair.

Werden meine schwachen Worte diesem an köstlichen Inhalt überreichen Buche neue Freunde verschaffen? Ich wünsche es aus tiefster Seele. Nicht um der Dichterin willen, die irdischer Anerkennung nicht

mehr bedarf, sondern weil ich darin ein trostvolles Zeugnis finde, daß der Sinn für das Große, Edle, Echte in meinem Volke noch lebendig wohnt.

## 2. Annette v. Droste-Hülshoff. Ein Lebensbild von Schücking.

(„Constitutionelle Oesterreichische Zeitung“. Januar 1862.)

Börne bemerkt irgendwo, man solle nicht zu hart gegen die arme Blige sein, sie habe doch nur vierundzwanzig Stunden zu leben. Man wäre fast versucht, unbedeutenden geistigen Produkten gegenüber gleiche Milde anzuempfehlen; ihr Dasein ist so kurz, daß man es ihnen nicht verkümmern sollte. Sie sinken mit der Tageswelle, die sie emportrug und keine Spur bleibt von ihnen zurück. Ihnen mit Ernst zu Leibe gehen, heißt mit Kanonenkugeln auf Seifenblasen schießen. Wartet nur eine kurze Weile, sie werden schon von selbst platzen. Wozu sich abmühen, um die Wichtigkeit gewisser Poetlein darzutun, die durch glückliche, nicht immer zufällige Umstände begünstigt, sich auf einen Platz gedrängt haben, der ihnen nicht gebührt? Es ist nicht nur bequemer, sondern auch klüger, das Richteramt über sie der Zeit zu überlassen, deren Hauch das Nichtige verweht und das Große verklärt. Was ist von so vielen Versen übrig geblieben, denen es zur Zeit ihres Erscheinens an Beifall nicht fehlte, die in nied-



licher Miniaturausgabe auf dem Bücherbrett eleganter Damen lagen und um so lieber gelesen wurden, je geringere Anforderungen sie an den Leser stellten? Niemand weiß mehr von ihnen, sie sind als wären sie nie gewesen. Wer wäre so grausam, ihnen ihren flüchtigen Erfolg zu mißgönnen, oder so töricht ihnen vorzuwerfen, sie hätten das Große verdrängt. Das Große läßt sich nicht erniedrigen; es kann eine Weile unerkannt bleiben, aber sein Tag muß kommen und der Sieg ist ihm gewiß. Wir erleben es jetzt: während so manche „gesinnungstüchtigen“ oder „liebenswürdigen“ Poeten, von denen vor zwei Dezennien, ja selbst in minder ferner Vergangenheit viel Redens und Ruhmens war, heute ganz und gar vergessen sind, verbreitet sich allmählich der Ruhm der größten deutschen Dichterin, deren Stimme, wenn auch lange überhört, endlich siegreich durchgedrungen ist, ein Herold der eigenen Herrlichkeit.

Sch habe vor längerer Zeit ein literarisches Charakterbild der Droste zu geben und die Ursachen zu erklären versucht, welche der unmittelbaren und allgemeinen Wirkung dieses außerordentlichen Geistes hindernd im Wege standen. Es scheint, daß jene Ursachen, die zum großen Teil äußerlicher Natur waren, nach und nach ihre Hemmkraft verloren haben, denn die Werke der Droste, die früher nur ein kleiner Kreis von Wissenden, möchte ich sagen, im

Herzen trug, finden mehr und mehr Verbreitung, wie die neu erschienene Auflage der „Gedichte“ beweist, der vor nicht langer Zeit eine zweite Auflage der religiösen Dichtungen „Das geistliche Jahr“ voranging. Es ist ein später Sieg, an dem sich das längst zu Staub zerfallene Herz der Dichterin nicht mehr erfreuen kann; wohl aber mögen wir uns freuen, daß das deutsche Volk endlich zur Erkenntnis des Schazes gelangt ist, für den es allzu lange blind war.

Mit gutem Grund hat Levin Schücking diesen Zeitpunkt abgewartet, um dem Publikum die innere und äußere Lebensgeschichte der Dahingeshiedenen mitzuteilen. Gewiß war er vor Vielen befähigt, diese Aufgabe zu lösen: seit seinen Knabenjahren kannte er die Dichterin, die freundlich ruhige Unbefangenheit, mit der sie, die wohl um siebzehn Jahre ältere Frau, ihm gegenüber stand, ließ ihn manchen tiefen Einblick in die Schätze tun, die sie sonst der Welt lieber verbarg als zeigte und manche ihrer Besonderheiten nur ihm durch die Masseneigenheiten des Stammes verständlich, dem er so gut wie sie angehörte. Das letztere Moment darf bei einer Schilderung der Droste nicht übersehen werden; trennt man sie von dem Boden, auf dem sie aufwuchs, so bleiben viele charakteristische Züge ihres Wesens und ihrer Dichtung unerklärt. Es ist eine leere Phrase, wenn man behauptet, die auserlesenen Geister, die Künstler und Dichter hätten kein spezielles Vater-

land, ihr Vaterland sei die Welt und was dergleichen schöne Worte mehr sind. Ihre Wirkung freilich erstreckt sich über die Welt, doch ist ihnen deshalb nicht minder das Gepräge ihrer irdischen Heimat deutlichst aufgedrückt, und vielleicht ist es gerade dies, was ihnen neben ihrer allgemein menschlichen Bedeutung zugleich auch den Reiz des Konkreten verleiht. In diesem Reize spiegelt sich das individuelle Leben der Völker und Volksstämme und mit ihm die unendliche Mannigfaltigkeit der Welt.

In anmutig einfacher Weise schildert Levin Schücking seine erste Begegnung mit der Droste, ihre äußere Erscheinung, ihre Umgebung und die Verhältnisse, in denen sich ihr Leben in stiller Gleichförmigkeit hinspannt. Ihre Familie gehört zu den alten Adelsgeschlechtern Westfalens und hat manche ausgezeichnete Mitglieder aufzuzählen. Annettens Mutter war eine Schwester des auf dem Gebiet der Länderkunde hochverdienten Freiherrn von Harthausen. Zu Hülschhoff, dem alten Stammsitz der Familie, wurde Annette Elisabeth v. Droste als das zweite Kind ihrer Eltern im Jahre 1797 geboren und hat dort gelebt, bis sie nach dem 1826 erfolgten Tod ihres Vaters mit ihrer Mutter den Witwensitz Rüschenhaus bezog. Sie war von ungewöhnlich zarter Konstitution, in der die Nerventätigkeit überwiegend vorherrschte; um diese letztere herabzustimmen, hielt man es für angemessen, bei ihrer Er-

ziehung eine gewisse, jede Exzentrizität im vorhinein unterdrückende Strenge vorwalten zu lassen. Gründlicher Unterricht in wissenschaftlichen Gegenständen sollte zur Erreichung dieses Zweckes mithelfen. Annette nahm an den Lehrstunden ihrer Brüder teil und erwarb sich manche Kenntnisse, die Frauen fremd zu bleiben pflegen. Auch das bedeutende musikalische Talent des Kindes ward nicht vernachlässigt. Schon frühe regte sich die dichterische Gabe. Die erste poetische Entwicklung der Droste fiel in jene schwächlich sentimentale Zeit, die bewundernd zu Salis und Mathisson aufblickte und in Ernst Schulzes „die bezauberte Rose“ des Evangelium der Poesie verehrte. Es konnte nicht fehlen, daß Annette diese Meister, die sich ihr überall aufdrängten, nachahmte. Schücking teilt ein Fragment aus einem größeren Gedichte mit, das sie in ihrer Jugend schrieb; es zeigt uns das Talent der Droste, dessen Stärke eben in seiner strammen Objektivität liegt, auf falscher Fährte, doch begegnet man selbst hier einzelnen Stellen, die für die Gestaltungskraft der jugendlichen Dichterin ein glänzendes Zeugnis ablegen.

Ihr Leben im Vaterhause wird uns von Annette v. Droste selbst in unvergleichlicher Weise geschildert, und zwar in einem Bruchstücke, das Schücking ihrem schriftlichen Nachlasse entnahm, um es in dieses Buch einzuschalten. Mit einem staunenswerten Schilderungstalent entwirft sie darin ein Bild der Umgebung, in

der sie aufgewachsen ist und unter der sie den größeren Teil ihres Lebens zubrachte. Auch ihr eigenes Porträt ist darin mit einer Klarheit und Festigkeit gezeichnet, welche die Ähnlichkeit verbürgen. Gewöhnlich lebte die Familie auf dem Lande, und wenn hie und da ein Ausflug gemacht wurde, überschritt er nicht die Grenzen der Heimat. Erst, als Annette infolge eines schmerzlichen Anlasses in eine Melancholie versank, welche den Arzt auf eine Ortsveränderung dringen ließ, kam sie mit der Welt in Berührung. Sie brachte mehrere Winter in Köln und dann in Bonn zu und erhielt, namentlich in dem letzteren Ort, der damals einen geistig hochbedeutenden Kreis beherbergte, den Abschluß ihrer Jugendbildung.

Mit Recht weist Schücking darauf hin, wie gerade in jenen Jahren in der Literatur ein erfrischendes, belebendes Element sich Bahn zu brechen begann. Es entstand die deutsche historische Schule; der Einfluß Walter Scotts gesellte sich hinzu, um die konventionelle Anschauung der Vergangenheit durch eine richtigere zu verdrängen. Es ist nicht schwer den Eindruck zu ermessen, den diese Umstimmung in Annette hervorrufen mußte; es mag ihr gewesen sein, als würde sie erst jetzt in ihr richtiges Element versetzt. Sie sah die Wahrheit, die sie im Leben vor allem liebte und ehrte, nun auch in der Dichtung auf den Thron erhoben. Um jene Zeit schrieb sie das „Hospiz auf dem St.

Bernhard“, dem bald „Des Arztes Vermächtnis“ und „Die Schlacht im Loener Bruch“ folgen.

Nebst diesen epischen Gedichten war im Laufe der Zeit auch eine Anzahl lyrischer entstanden und dringenden Aufforderungen nachgebend, entschloß sich Annette zur Veröffentlichung des kleinen Bandes. Er erschien im Jahre 1837 zu Münster unter dem Titel: „Gedichte von A. G. v. D. H.“ Der Erfolg war ein sehr bescheidener. Es darf nicht befremden, daß in einer Zeit, in der das junge Deutschland eine Art literarischer Hegemonie ausübte, die Gedichte der Drostie nicht durchdringen konnten. Doch auch davon abgesehen, hätte es eines besonderen Glücksterns bedurft, um der in einer entlegenen Provinzhauptstadt, unter dem Schleier der Anonymität erschienenen Sammlung Geltung zu verschaffen.

Die Dichterin selbst nahm, wie uns Schücking versichert, diesen Richterfolg mit philosophischem Gleichmut hin, wie sie denn überhaupt in der ruhigen Kraft und Hoheit ihres Wesens sich um den Beifall oder Tadel der Welt nie weit gekümmert zu haben scheint.

Schon früher war Annette in ihre Heimat zurückgekehrt. Ihre ältere Schwester hatte sich mit dem Reichsfreiherrn von Laßberg verheiratet und war mit ihm nach der Schweiz gezogen: die Mutter machte Reisen dahin, welche sie mitunter für Jahresfrist ferne hielten. So war das stille Rültschhaus noch stiller ge-

worden; nichtsdestoweniger harrete Annette aus eigener Wahl dort aus. Die Schilderung ihres Lebens auf dem einsamen Edelsitze ist eine der gelungensten Partien dieses Buches. Kein Detail, das den charakteristischen Ausdruck zu erhöhen vermag, ist vergessen. Man sieht sich in die von ihr bewohnten Ruinen versetzt, die nach Schückings Bemerkung eben so wenig an das Boudoir einer Dame, als an das Arbeitszimmer einer Schriftstellerin erinnerten. Nie hat die Droste in der Literatur ihren eigentlichen Lebensberuf erblickt, schon ihre schwankende Gesundheit machte ihr jede angestregte Tätigkeit unmöglich. Ein nervöses Leiden äußerte sich schon damals in beunruhigenden Symptomen. So spann sie sich immer tiefer in ihre Einsamkeit, die sie jedoch mit den entschiedensten Interessen zu beleben wußte. Sie hatte Lust am Sammeln; der braun angestrichene Tisch in ihrem Wohnzimmer enthielt eine Menge prachtvoller alter Münzen und Gemmen und merkwürdiger altertümlicher Uhren in getriebenen Goldgehäusen. Die Kinder aus dem Dorfe statteten unter ihrem Fenster häufig Besuche ab, um sich von dem „Frölen“ allerlei schöne Geschichten „vertellen“ zu lassen. Die Mats- oder Hilfsbedürftigen aus der Umgebung wendeten sich an sie, deren unerschöpfliches Wohlwollen in der Sorge für andere seine liebste Beschäftigung fand. Auch die Musik war eine freudebringende Gefährtin ihrer Einsamkeit. Annette

v. Droste besaß für diese Kunst eine große und schöpferische Begabung und war Meisterin im Improvisieren. Doch wie in der Poesie entschloß sie sich nur selten, ihre musikalischen Eingebungen auf dem Papiere festzuhalten. Man besitzt in diesem Fache von ihr nur eine Reihe altdeutscher Minne- und Volkslieder, deren Text gleichfalls ihr angehört. Die beiden Volkslieder, die Schücking hier mitteilt, sind in der Tat von reinsten Stimmung und wunderbarer Schönheit.

Auch die Entstehung der Mehrzahl der im „geistlichen Jahre“ enthaltenen Dichtungen fällt in diese Zeit. Sehr treffend, ja mit psychologischem Tiefblick schildert Schücking das Verhältnis der Droste zur Religion und mit diesem die einzigen schmerzvollen Seelenkämpfe, welche ihr sonst so still unzufriedenes Leben verstörten. Sie war zu strenger Gläubigkeit erzogen worden, aber ein Geist wie der ihre war nicht gemacht, in Glaubenssätzen, zu denen er nicht durch eigene Arbeit gelangt war, Beruhigung zu finden. Finstere Zweifel regten sich in ihrer Brust. Man erlaube mir hier Schückings eigene Worte als die bezeichnendsten anzuführen:

„Sie blickte scharf und kühn den letzten Folgerungen der Negation ins Antlitz. Aber vor dem Abgrund des Nichts erschauerte ihre Seele in ihren tiefsten Fibern. Sie zog den kühn emporgedrungenen Fuß zurück vor diesem Abgrund; ihr kritisches Denken,

das sich gegen den Glauben gerichtet hatte, begann sich mit gleicher Schärfe gegen den Unglauben zu richten. Sie hörte die Stimmen des Gemütes, die wie leise Glockentöne mahnend zur Umkehr riefen, und die Phantasie beflügelte diese Umkehr.“

Diese inneren Vorgänge erklären die stürmische, ja mitunter wilde Leidenschaftlichkeit des religiösen Gefühls, das sich in ihrem Buche „Das geistliche Jahr“ ausspricht. Es liegt darin die angstvolle Hektigkeit eines Schutz suchenden Geistes, die tiefe Zerknirschung eines sich selbst mißtrauenden Herzens.

Mit diesem Glaubensbedürfnis übereinstimmend war der Gang zum Wunderbaren, Geheimnisvollen, der einen eigentümlichen Zug der Drostse ausmacht. Sie glaubte an das Hereinragen einer Geisterwelt in diese sichtbare. Von Natur aus besaß sie ein merkwürdiges Organ für das Mysteriöse; ihre von Wunderglauben erfüllte Heimat tat das Ihrige, um es noch mehr auszubilden. Gedichte, wie ihr „Fundator“, „Vorgeschichte“, „Das Fräulein von Rodenschild“ kann nur der mit gleicher Macht und Wirkung schreiben, der von der Wahrheit der darin erzählten Begebenheit wirklich überzeugt ist. Einen seltsamen Eindruck macht es, daß die Drostse, an deren unerschütterlicher Wahrheitsliebe kein Zweifel möglich, den Vorgang, den die Handlung des letztgenannten Gedichtes bildet, selbst erlebt zu haben behauptete.

Es kam nun eine Zeit, in der das stille abgelegene Mülchhaus ganz verlassen stand. Annettens Schwager, Baron Laßberg, hatte das Schloß Meersburg am Bodensee an sich gebracht; dorthin zog nun die Dichterin, um im Kreise ihrer Verwandten, angesichts einer herrlichen Natur, Stärkung ihrer Gesundheit und neue Anregungen für ihren Geist zu finden. Man errät leicht, wie bald sie sich hier heimisch fühlen mochte: die Nähe einer geliebten Schwester bot ihr stillen Herzensgenuß, eine wunderbare, von Alpenfirnen begrenzte Gegend breitete sich vor ihren Blicken aus, die von Merovingern erbaute Burg, in der sie jetzt hauste, rief tausend poetische Träume in ihr wach. Die Rückwirkung dieser günstigen Umstände blieb nicht aus; Annette fühlte sich wieder zu dichterischem Schaffen angetrieben. Sie schrieb „Die Judenbuche“, eine meisterhafte, in den „letzten Gaben“ enthaltene Erzählung aus dem westfälischen Volksleben und infolge einer Wette, die sie mit Levin Schücking eingegangen war, entstand im Verlauf weniger Monate, im Winter 1841—1842 die weitaus große Anzahl der lyrischen Poesien, die sich in dem Bande ihrer „Gedichte“ befinden.

Im Jahre 1844 erschien dieser Band, dem die früher veröffentlichten drei größeren Gedichte und noch ein viertes „Der Spiritus Familiaris des Roßtäufers“ eingeschaltet wurden, in Cottas Verlag. Ich habe bereits erwähnt, daß die Aufnahme, die sie

fanden, mit ihrem Wert in sehr ungleichem Verhältnis stand. Ein Teil der Schuld trifft allerdings die Dichterin selbst, die ihre großartigen Gedanken und tief ursprünglichen Empfindungen mitunter durch eine unklare verworrene Ausdrucksweise und eine keineswegs tadellose Form beeinträchtigt hatte, doch beruhte diese Ungunst unendlich mehr in den Zeitverhältnissen. Jedenfalls hat man die Beruhigung, daß der geringe Erfolg in das Leben der Dichterin keine Trübung brachte: ein ruhiges Selbstbewußtsein und eine in berechtigtem Stolz wurzelnde Gleichgiltigkeit gegen das Urteil der Menge machten es ihr leicht, den fremden Beifall zu entbehren.

Im Frühjahr 1847 kehrte sie noch einmal nach Westfalen zurück; im Herbst desselben Jahres begab sie sich wieder nach Meersburg. Sie hatte ihre Heimat zum letzten Male gesehen, ihre letzten Tage waren gekommen. Bereits von Krankheit niedergebeugt, mußte sie noch Zeugin der verhängnisvollen Erschütterung sein, welche der Frühling des Jahres 1848 unserm Weltteil brachte. Sie schrak vor dem drohenden Umsturz aller Verhältnisse und Anschauungen zurück wie vor dem Chaos. Es war ihr nicht gegönnt, die Wogen wieder in ihr Bett zurücktreten zu sehen; am 24. Mai 1848 machte ein Herzschlag ihrem Leben ein Ende. Sie hatte vor vier Monaten ihr fünfzigstes Jahr zurückgelegt.

Überdenkt man dieses Leben, das kaum von einem bedeutenden äußeren Ereignisse bewegt, in stiller Gleichförmigkeit hinfloß, dem es nicht gegönnt war, seine einzelnen Strahlen in einem Brennpunkte zu sammeln und vergleicht man damit die wunderbaren Blüten, die es dennoch trieb, so fühlt man sich mehr und mehr in der Überzeugung bestätigt, daß die geistige Entwicklung des Menschen von der Günst der Verhältnisse vollkommen unabhängig ist. Man wird nur was man schon ist; mit anderen Worten: die Naturgaben, die wir mit zur Welt bringen, sind unser wahres Schicksal, an dem äußere Geschicke so viel wie nichts ändern. Die Verhältnisse, in denen die Drosche ihre Tage hinbrachte, waren durchaus nicht danach angetan, einen poetischen Genius zu wecken. Keine Anregung von außen her eröffnete ihr neue Gedankenkreise, beim Wohlgefühl persönlicher Befriedigung lehrte sie die Fülle des Daseins begreifen, die monotone Schlichtheit ihrer Umgebung führte kein Bild eines im blendend raschen Wechsel begriffenen Lebens an ihrer Phantasie vorüber. Nichtsdestoweniger ist die Drosche die größte Dichterin ihrer Nation geworden, denn statt jener Hilfsmittel hatte ihr der Himmel die Kraft verliehen, welche ohne diese das Höchste erreichen kann. Sie besaß den Seherblick, der, von der Erscheinung unbeirrt, die Dinge in ihrer Urgestalt erfafst, den gewaltigen Geist, der die Welt besiegt, in-

dem er auf sie verzichtet, das tiefe, reiche, liebeströmende Herz, das, wie sie selber es so schön ausspricht, sich zum Mittelpunkt der Welt macht, indem es Lust und Leid der Anderen in sich aufnimmt. Aus diesem Verein der seltensten Gaben entsprang in natürlicher Folge noch eine, und zwar diejenige, die vielleicht den hervorstechendsten und eigentümlichsten Zug der Dichterin ausmacht, ihr zaubervoller Humor, der ganz nach Jean Pauls Definition, in der That ein Lächeln voll Schmerz und Größe ist. Schücking hat vollkommen recht, wenn er diesen Humor als das eigentlich charakteristische Moment der Drosste betrachtet. Ihre tiefinnere Liebenswürdigkeit beruht zumeist auf ihm, denn frei von jeder Bitterkeit, jedem ironischen Beigeschmack, ist er vor allem der Ausdruck eines von unendlichem Wohlwollen durchdrungenen allseitigen Verständnisses der Welt.

So tritt uns das Bild der Dichterin in Levin Schückings Buch entgegen, und warme Anerkennung muß dem Verfasser gezollt werden, wenn er auch nicht alle Rätsel dieser vielgestaltigen Seele löst, nicht alle Tiefen dieses ungewöhnlichen Charakters beleuchtet. Ein befremdendes Rätsel ist es gewiß, daß dies tief und leidenschaftlich empfindende Dichterherz, dies im höchsten Sinne weibliche Gemüt voll treuer Hingebung und opferfroher Selbstvergessenheit, die Liebe in dem Sinne, der sich gewöhnlich an dieses Wort knüpft, nie gekannt

zu haben scheint. Ihre freilich erst in einer späteren Lebenszeit entstandenen Gedichte enthalten kaum eine Reminiszenz, die auf ein ähnliches inneres Erlebnis schließen ließe und ebenso sorgfältig vermeidet ihr Biograph diesen Punkt nur entfernt zu berühren. Ist ihr jenes Gefühl, das den Angelpunkt im Leben des Weibes zu bilden pflegt, wirklich immer fremd geblieben, so müßte der Grund dieser abnormen Erscheinung erklärt werden; wenn nicht, so war eine Andeutung, die leicht von jeder rohen Indiskretion rein zu halten gewesen wäre, erforderlich, um dem Leser auch nach dieser Seite hin einen Einblick in das seelische Leben dieser außerordentlichen Erscheinung zu gewähren. Daß Levin Schücking vollkommen befähigt war, diese Aufgabe mit sicherer und pietätvoller Hand zu lösen, beweisen viele andere Partien seines Buches, namentlich diejenigen, in welchen er von dem poetischen Schaffen der Drosste spricht. Sehr dankenswert ist, daß er auch einzelne ihrer Gedichte kommentiert, deren Verständnis mitunter durch einen schroff abspringenden Gedankengang und eine unklare Ausdrucksweise erschwert wird. Ein Fehler, und zwar ein großer Fehler ist dies freilich, aber der Wert des poetischen Inhalts wird dadurch nicht aufgehoben, und wenn das Dunkel solche Schätze beherbergt, wie hier, ist es ein Verdienst, die Leuchte des erklärenden Wortes hinzutragen.

Schließlich sei noch des wesentlichen Vorzugs erwähnt, den die in Rede stehende Biographie vor vielen ähnlichen Arbeiten hat, sie ist frei von der blinden urteillosen Lobsucht, die einem die Persönlichkeit, vor der sie ihre Weihrauchwolken aufsteigen läßt, nahezu verleiden könnte und frei von jenem Superioritätsdünnkel, der die Schilderung des Fremden nur als Folie für die eigene Wohlweisheit benützt. Sie ist mit einem Worte weder aus haltloser Überschwänglichkeit, noch aus selbstischem Trachten hervorgegangen, sondern ein reines Werk der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe.

### 3. Briefe der Freiin Annette v. Droste-Hülshoff an Professor Dr. Schlüter. Münster 1877.

(Beilage zur „Augsburger Allgemeinen Zeitung“. Januar 1877.)

Fast dreißig Jahre sind seit dem Tod Annettes v. Droste vergangen, bis nun ihr vieljähriger Freund, Professor Dr. Schlüter, sich zur Veröffentlichung ihrer an ihn gerichteten Briefe — wenigstens eines Theiles derselben — entschloß. In den meisten Fällen dürfte es gewagt sein, mit einer ähnlichen Publikation so lange zu zögern, denn es gibt nicht gar viele Namen, die drei Dezennien nach dem Hinscheiden ihrer Träger noch hell und voll genug klingen, um allem, was sich auf sie bezieht, ein lebendiges Interesse zu sichern. Wie leicht wäre es, eine ganze Reihe von Autoren herzu-

zählen, die heute ebenso gründlich vergessen sind, als sie vor so und so viel Jahren laut gepriesen wurden! Bei der Droste sehen wir den entgegengesetzten Fall eintreten. Sie fand, solange sie lebte, nicht entfernt die Beachtung, die ihr gebührte, und als sie die Augen schloß, war es nur wenigen ganz klar, was Deutschland an ihr verloren hatte. Das hat sich seitdem geändert. Mag sie auch von vielen nur auf Treu und Glauben bewundert werden, ist auch ihr Name allgemeiner bekannt als ihre Dichtungen, so ist doch mindestens ihr Rang als die größte Dichterin deutscher Nation für alle Zeiten festgestellt. Daß ihr endlich ihr Recht widerfuhr, ist zunächst den gewichtigen Stimmen zu danken, die sich für sie erhoben, und eifrig beflissen waren, gut zu machen, was die Tageskritik, weniger durch Tadel als durch hartnäckiges Ignorieren, verschuldet hatte. Man darf getrost behaupten, daß seit mehr als zwanzig Jahren nicht eine nennenswerte Literaturgeschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts erschienen ist, in welcher der Droste nicht volle Ehre erwiesen, ihrem Genius nicht freundige Anerkennung gezollt wurde. Das übereinstimmende Urtheil der Berufensten lenkte allmählich die Aufmerksamkeit des Publikums auf die großartige Erscheinung, die ihm allzu lange so gut wie unbekannt geblieben war. Man wollte doch auch in nähere Berührung mit ihr treten und nahm ihre Dichtungen zur Hand. Wahrscheinlich ist es dabei



nicht ohne vielfache Enttäuschungen abgelaufen; so mancher mag die Werke, die ihm so warm empfohlen wurden, nicht nach seinem Geschmack gefunden haben. In der That sind sie nicht danach angetan, der Menge zu gefallen, die Redepunkt und Bilderpracht für Poesie hält, und vor deren Augen ein Dichter, der sich in einer ihr fremden Gedanken- und Gefühlsphäre bewegt, keine Gnade findet. Die Droste ist zu eigenartig, eine zu scharf ausgeprägte Individualität, als daß sie jemals populär werden könnte. Zu ihrer Eigenart gehörte auch ein gewisser Eigensinn beim künstlerischen Schaffen; wenn ein Gedicht, das sie geschrieben, ihrer Intention entsprach, so kümmerte sie sich nicht im geringsten darum, ob es auch klar genug sei, um von andern verstanden zu werden. Sie fordert von ihrem Leser, daß er selbst ein Stück Poet sei, und die Rätsel, die ihre sphinxhafte Muse ihm aufgibt, zu lösen wisse. Solche Leser werden wohl nie in großer Zahl vorkommen, den andern aber wird es niemand begreiflich machen, daß hinter der Herbheit und Dunkelheit, von der sie sich abschrecken lassen, ein Schatz von Poesie verborgen liegt. Daran kann auch die Zukunft nichts ändern. Was nun vollends die Gegenwart betrifft, so stehen die Bestrebungen und Ziele derselben in so schroffem Widerspruch mit den Idealen der Droste, daß eine Verständigung nur bei jenen möglich, die bereit sind die Toleranz, welche sie fordern, auch selbst zu

üben. Man verstehe mich recht: der edle Geist der Dichterin wußte nichts von reaktionären oder fanatischen Gelüsten, allein er war durch Erziehung, Umgebung, besondere Lebensverhältnisse in eine Richtung gedrängt worden, die ihn die Zeiten frommer Glaubensstreue und patriarchalischer Sitten über alles schätzen und ihn in dem Niederreißen der bisher bestandenen Schranken eine Gefahr für die höchsten Güter der Menschheit erblicken ließ. Es handelt sich hier nicht darum zu erörtern, wie weit sie darin Unrecht hatte, sondern nur um die Erklärung, wie es möglich war, daß ein so außerordentliches Talent es zu keiner größeren Popularität brachte. Gewiß ist es größtenteils dem streng konservativen und nicht nur religiösen, sondern kirchlichen Element, welches sich in den Dichtungen der Droste ausspricht, zuzuschreiben, daß sie, statt im Herzen ihres Volkes Wurzel zu fassen, sich mit der Liebe und Bewunderung derer begnügen muß, die objektiv genug sind, das Große groß, das Schöne schön zu finden, wenn es auch einer von der ihrigen sehr verschiedenen Welt- und Lebensanschauung entkeimt. Für diese Freunde der Droste wird das in Rede stehende Buch eine hochwillkommene Gabe sein.

Es ist etwas eigenes um diese Briefe. Man kann sich den Reiz, den sie ausüben, kaum erklären, noch weniger aber kann man sich ihm verschließen. Sie berichten nicht von merkwürdigen Erlebnissen und

Vorgängen, machen den Leser nicht zum Vertrauten irgendwelcher Seelenkämpfe, noch wissen sie von Berührungen mit berühmten und ausgezeichneten Zeitgenossen zu erzählen. Literarische Urteile kommen darin nur sehr vereinzelt und fast durchgängig bloß in bezug auf Werke einer früheren Periode vor. Der Dichter und Schriftsteller, deren Namen in dem Zeitraum, während dessen diese Briefe geschrieben wurden (1834 bis 1846), auf allen Lippen waren, ist nicht einmal erwähnt, kein politisches Ereignis wird auch nur flüchtig berührt. Es ist als wäre das tausendstimmige Gebrause der Welt so wenig nach Rüschhaus und der Meersburg gedrungen wie in Dornrösleins verzaubertes Schloß. Auch sind diese Briefe nicht, was man so gewöhnlich geistreich zu nennen pflegt; vergeblich würde man in ihnen nach frappanten Apercus, kühnen Paradoxen, sibyllinischen Aussprüchen suchen. In ihrer vollkommen schlichten und anspruchslosen Weise haben sie gar wenig mit den Ergüssen anderer berühmten Briefstellerinnen gemein. Was verleiht ihnen nun die Macht, die Teilnahme des Lesers zu fesseln? sein Herz zu bewegen, als wären sie an ihn gerichtet, ein Vermächtnis von geliebter Hand? Es gibt dafür keine andere Erklärung als die: daß sie der unmittelbare Ausdruck einer grandiosen Persönlichkeit sind, deren Gedankentiefe uns staunen macht, während ihre beständig fühlbare Güte und Menschenliebe unsere Seele bezwingen,

und der holde Humor, der ihr über die Unzulänglichkeit des Irdischen hinweghilft, uns bezaubert. Wie indifferent ihre Umgebung, wie eng begrenzt ihre Verhältnisse seien, mit einer solchen Persönlichkeit als Mittelpunkt gewinnen sie Bedeutung, Farbe, Interesse.

Wie sehr Recht hat Schopenhauer, wenn er sagt: daß ein überlegener Mensch von einem kleinen Ausflug mehr Eindrücke und Anregungen heimbringt als ein gewöhnlicher Kopf von einer Reise um die ganze Erde! Ganz so verhält es sich auch mit unseren äußeren Schicksalen. Nicht auf Erlebnisse kommt es an, sondern auf die Resultate, die wir aus ihnen zu ziehen wissen, auf die Art und Weise, wie wir sie innerlich verarbeiten. Gar mancher weiß mit dem gewaltigen sturmbelegten Loos, das eine Ironie des Schicksals ihm beschied, absolut nichts anzufangen, und umgekehrt gibt es Menschen, die, während ihre Tage in stiller Gleichförmigkeit hinzufließen scheinen, dennoch die tiefsten Abgründe des Seins und der eigenen Brust zu erforschen lernen. Zu diesen letzteren gehörte die Drost. Wahrhaft merkwürdig an ihr, deren Umgang auf einen engen Kreis beschränkt war, ist die scharfe, durchdringende Menschenkenntnis, der zugleich die Fähigkeit beigelegt ist, mit wenigen Strichen ein frappantes Charakterbild zu zeichnen. Sie analysiert die Menschen nicht, sondern zaubert sie uns in ihrer Totalität vor's Auge. Ganz ebenso verfährt sie mit sich selber. Der

Reiz dieser Briefe liegt größtenteils darin, daß sie, frei von jeder Selbstbespiegelung und mikroskopischen Betrachtung des eigenen Wesens, dennoch das innerste Herzensgeäder derer, über die sie schrieb, bloßlegen. So wenig wie über andere räsoniert und philosophiert die Drosté über sich selbst, aber ihr Naturell ist so stark, ihr Charakter so scharf und rein ausgeprägt, daß in jedem Wort, jeder Wendung ihre ganze Eigentümlichkeit erkennbar ist. Dabei weiß sie überaus anmutig zu erzählen und zu schildern; man wird nicht müde ihr zuzuhören, und bald steht man unter der Macht des Eindrucks, den sie empfing. Man gestatte mir ein Beispiel anzuführen. Während eines Aufenthaltes in der Schweiz wird ihr, der eifrigen Sammlerin von Altertümern, von einem Grafen Thurn ein Kästchen geschenkt, das sich seit undenklichen Zeiten im Besitz seiner Familie befand. Zufällig drückt sie auf eine verborgene Feder, und entdeckt zwei Miniaturbilder, von deren Existenz der Geber selbst keine Ahnung hatte. Sie stellen einen ganz jungen Menschen und ein ebenso junges Mädchen dar — wahrscheinlich ein Geschwisterpaar — beide in blühender Schönheit prangend und nach der vor etwa hundert Jahren herrschenden Mode gekleidet. An die meisterhafte Beschreibung dieser Bilder knüpfen sich traumhafte Betrachtungen. Wer waren die beiden Unbekannten? Welches Los bewahrte ihnen die Zukunft auf? Waren sie in ungetrübtem Jugendglanz

von der Erde geschieden? Oder hatten Alter, Krankheit, Gram den Schmuck allmählich abgestreift, mit dem die Natur sie verschwenderisch ausgestattet hatte? Und durch alle diese Möglichkeiten, die der Geist der Dichterin an sich vorübergleiten läßt, tönt immer wieder die schwermutvolle Frage: „O Leben! Leben! bist du mehr als Traum?“

Was ihr dichterisches Schaffen betrifft, so erwähnt die Drosté wiederholt und näher eingehend fast nur ihrer Beschäftigung mit ihrem „Das geistliche Jahr“, das erst nach ihrem Tod erschien. Der Herausgeber nennt die in diesem Buch enthaltenen Gedichte ihre vorzüglichsten; mit Unrecht! sie sind nur ihre merkwürdigsten, insofern, als sie eine leidenschaftliche Glut, eine schwärmerische Verzückung atmen, die ihrer Muse sonst fremd war. Liest man diese Ergüsse eines in seinen Tiefen aufgewühlten Gemüts, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Gläubigkeit der Dichterin nur ein angstvolles Ringen nach dem Frieden war, den der Glaube gibt. Von Zweifeln bedrängt, sah sie keine Rettung als nur bei ihm, und mit geschlossenen Augen stürzte sie sich in seine Arme. Sie wollte glauben. Daß es ihr nicht zu allen Stunden gelang, würde auch, wenn sie sich dessen nicht so bitter anklagte, schon die Heftigkeit jener Ausbrüche beweisen. Man klammert sich nicht so krampfhaft, nicht mit so verzehrender Inbrunst an ein Gut, in dessen sicherem

ungefährdetem Besitz man sich weiß. Tiefer aufgefaßt war das Schicksal der Drostte ein ganz eigenes: sie war von der Natur zur Denkerin geschaffen, ihre Jugendeindrücke jedoch und der Einfluß ihrer Umgebung hielten sie mit stiller, aber sicherer Gewalt in dem Kreise kirchlicher Anschauungen fest. Das war der tragische Konflikt in ihrem von keiner irdischen Leidenschaft bewegten Leben, der innere Zwiespalt, der sich in Momenten der Ekstase vergessen, aber nun und nimmermehr versöhnen ließ. Ihre religiösen Gedichte bezeugen dies, wenn auch ihre Briefe, soweit sie uns vorliegen, keine Andeutung darüber enthalten. Um so klarer geht jedoch aus diesen hervor, daß die Drostte ihr Leben unter einem Druck verbrachte, der dem freien Aufschwung ihres Genies vielfach hinderlich war. Niemandem auf der Welt lag es ferner als ihr sich als äme incomprise hinzustellen; allein hie und da vermag sie die Ungebuld über die beständige Bevormundung, das Mißverstehen ihres Wesens seitens ihrer Familie denn doch nicht zu unterdrücken. Von aristokratischen Vorurteilen befangen, sahen ihre Verwandten nur ungern eine ihres Stammes und Namens sich mit der Schriftstellerei beschäftigen und in die Öffentlichkeit treten. Es stand freilich nicht in ihrer Macht, dem Seidenwurm das Spinnen zu verbieten, aber wenigstens schien es geraten, ihn bei seiner Arbeit sorglich zu beaufsichtigen. Da wurde eine strenge

Zensur geübt, jedes Wort geprüft, bis es als verhänglich befunden wurde, jeder möglichen oder auch unmöglichen Mißdeutung ängstlich vorgebeugt. Der eine wollte diesen, der andere jenen Ausdruck nicht gelten lassen, ein dritter meinte: Annette verkenne ganz und gar die Natur ihres Talents, und wies ihr das Humoristische, ja das Komische, als ihr eigentliches Gebiet an. Ich sagte an einer früheren Stelle: die Drostte sei in ihrem künstlerischen Schaffen bis zum Trotz eigensinnig gewesen! Sie war es aber nur, soweit das größere Publikum in Betracht kam, denen gegenüber, die sie liebte, war sie nur allzu lange nachgiebig, und geriet lieber mit sich selbst als mit ihnen in Streit. Schließlich ging sie im großen und ganzen allerdings ihren eigenen Weg, aber wie mühsam und wie beschwerlich ward ihr dies gemacht! Und wer sagt uns, ob sie nicht zu einem noch höheren Ziele gelangt wäre, hätten jene lähmenden Rücksichten und Bedenklichkeiten sie nicht gehindert, ihre ganze Kraft zu entfalten?

Auf Vollständigkeit kann die in Rede stehende Publikation wohl kaum Anspruch machen. Zwischen den Daten der Briefe liegen mitunter auffallend lange Zeiträume; der letzte derselben ist vom 5. September 1846, die Drostte starb aber erst anderthalb Jahre später, und mit aller Wahrscheinlichkeit darf man annehmen, daß die Korrespondenz bis an ihr Ende fortgesetzt wurde. Gründe, über deren Triftigkeit der Fern-

stehende sich kein Urteil bilden kann, mögen den Herausgeber bewogen haben, uns so manche dieser Reliquien einstweilen noch vorzuenthalten. Einstweilen, sage ich, denn in dem Maße, in dem die Zeit vorwärts schreitet und das Vergangene sich zum Geschichtsbild abklärt, muß die vielleicht jetzt noch gebotene Rücksicht auf Persönlichkeiten an Berechtigung verlieren. Man darf wohl mit Sicherheit einer Gesamtausgabe der Drosteschen Dichtungen entgegensehen. Was könnte diese schöner abschließen als eine möglichst vollständige Sammlung der Briefe, in welchen dieser mächtige Geist, dieses edle, liebevolle Gemüt sich in voller rührender Unmittelbarkeit aussprechen? — —

#### 4. Briefe von Annette v. Droste-Hülshoff an Levin Schücking.

(Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung“, Januar 1894.)

Der Briefwechsel zwischen der großen Dichterin und ihrem Freund Levin Schücking ist nach langer Verzögerung nunmehr erschienen — eine werthe Gabe für alle, denen Annette v. Droste durch ihre herrlichen Schöpfungen teuer geworden, und deren Wunsch, ihr auch menschlich näher zu treten, mehr und mehr von ihrem Seelenleben zu erfahren, ein berechtigter ist. Diese neueste Publikation scheint mir auch ein Beweis, daß das Verständnis für die Bedeutung dieser unge-

wöhnlichen Frau sich in immer weiteren Kreisen verbreitet. Es gibt wahrlich nicht viele Poeten, deren Briefe man fast fünfzig Jahre nach ihrem Tod veröffentlicht dürfte, ohne der Gleichgiltigkeit, wenn nicht dem Spott zu begegnen, wenn sie, wie die vorliegenden, ganz intimer Natur sind, weder allgemeine Fragen berühren, noch ein vielbewegtes Leben abspiegeln. Nur bei weit über das Mittelmaß hervorragenden Menschen kann das Interesse, das wir an ihrer Persönlichkeit nehmen, groß genug sein, um uns nach nichts anderem verlangen zu lassen, als nur diese so genau als möglich kennen zu lernen.

Die Herausgeberin, Levin Schückings Tochter, macht in einer von ebenso viel Verständnis als Pietät zeugenden Einleitung den Leser mit den Umständen bekannt, unter welchen die beiden Briefsteller einander näher kamen. Der erste der hier mitgetheilten Briefe der Droste ist vom 4. Mai 1842 datiert, der erste Schückings vom 19. November 1840, es scheint daher eine Anzahl Briefe in Verlust geraten oder nicht veröffentlicht worden zu sein. Jedenfalls reicht beider Bekanntschaft um mehrere Jahre zurück. Schon im ersten Jünglingsalter wurde Schücking von seiner Mutter, einer Jugendfreundin der Droste, an diese empfohlen. Schücking hat in seinem lesenswerten Buch, das den Namen der Dichterin trägt, Näheres darüber berichtet. Die Droste nahm ihn mit all der Güte auf, die den

Grundzug ihres Wesens bildete, doch begreift sich leicht, daß es zwischen dem damaligen Gymnasiasten und der bedeutend älteren, geistig gereiften Frau vorläufig nicht viele Anknüpfungspunkte geben konnte. Erst sechs Jahre später, als Schücking nach Vollendung seiner juridischen Studien in seine westfälische Heimat zurückgekehrt war, entspann sich zwischen diesen beiden Menschen ein Verhältnis so eigentümlicher Natur, daß keine der landläufigen Bezeichnungen für die Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern vollkommen darauf paßt. Die Neigung, die der junge Mann der Dichterin einflößte, war die, von der es im Liede heißt:

„Ich liebe dich, wie man Musik  
Und wie man liebt die Rose.“

Das heißt ohne den entferntesten Gedanken oder Wunsch, der Empfindung, die ihr Inneres erfüllte und beseligte, einen Einfluß auf ihr Leben einzuräumen. Der Verstand der Droste war viel zu richtig, ihr Urteil zu unbestechlich, als daß sie sich über die wahre Sachlage auch nur einen Augenblick hätte täuschen mögen; zudem war ihr jede Sentimentalität fremd. Aus Schückings Briefen an sie spricht die innigste Verehrung und Ergebenheit, das rückhaltloseste Vertrauen, aber auch nicht mehr. Sie war ihm vor allem „das liebe, liebe Mütterchen“, auf dessen Verständnis und innige Teilnahme er zu jeder Stunde seines Lebens sicher zählen konnte. Dies reine, edle Verhältnis

entsprach vollkommen dem Sinn der Droste; jeder Versuch, daran etwas zu ändern, wäre in ihren Augen eine frevelhafte Entweihung gewesen. Man darf sie nicht mißverstehen, wenn sie in ihren Briefen manchmal — wohl nur selten — in Überschwänglichkeiten verfällt, Schücking ihr Talent nennt oder sich zu dem Ausruf hinreißen läßt: „Mich dünkt, könnte ich dich alle Tage nur zwei Minuten — o Gott nur einen Augenblick! — sehen, dann würde ich jetzt singen, daß die Lachse aus dem Bodensee sprängen und die Möven sich mir auf die Schultern setzten!“ Das war aber auch eine jener Selbsttäuschungen, denen Dichter noch häufiger als andere Menschenkinder ausgesetzt sind. In Wahrheit konnte Schücking keinen wesentlichen Einfluß auf die in sich gefestete Natur der Droste haben. Dennoch war dieser Freundschaftsbund von unschätzbarem Wert für sie, und insofern das befreiende und beglückende Moment in ihrem Leben, als er ihr Gelegenheit bot, die ganze Liebesfülle ihres Wesens frei ausströmen zu lassen. Obgleich das Mitglied einer weitverzweigten Familie, an der sie mit rührender Stammestreue hing, stand die Droste doch innerlich allein. Niemand in ihrer Umgebung hatte Sinn für ihre geistigen Bedürfnisse und Bestrebungen, ja ihren nächsten Verwandten wäre es am liebsten gewesen, wenn Annette nie eine Zeile veröffentlicht hätte. Standesvorurteile und beschränkte Ansichten über das Wesen der Weiblichkeit

ließen diese übrigens höchst ehrenwerten Menschen das Heraustreten aus den Schranken des Herkömmlichen als eine Irrfahrt betrachten. Jeder Vers, den die Drostse schrieb, wurde einer Zensur unterworfen, von der nur nach langen Verhandlungen und manchen Konzessionen das imprimatur zu erlangen war. Welche Seligkeit mußte es nun für die Dichterin sein, endlich einen Menschen zu finden, dem sie ihr Bestes und Innerstes enthüllen konnte, der ihre Bestrebungen verstand und teilte und sie eben dadurch zu neuem Aufschwung befeuerte, wenn sie manchmal halb entmutigt die Flügel sinken lassen wollte. Zu diesem Dank- und Frohgefühl gefellte sich noch ein anderes, echt weibliches: der Drang, dem Menschen, dem sie sich so tief verpflichtet fühlte, die Lebenswege zu ebnen so viel in ihrer Macht stand, für ihn zu sorgen, sein Schicksal zu ihrem eigenen machen. Der frische Mut des um so viel jüngeren Freundes belebte den ihren, ihre Ziele waren auch die seinen, und so woben sich zwischen beiden Bande, die damals unzerreißbar schienen.

Die oben angeführte Stelle, in der die Drostse ihrer Empfindung für den Freund einen leidenschaftlichen Ausdruck leiht, ist gleichsam der Nachhall einer glücklichen Zeit, die beide gemeinsam auf der alten, sagenreichen Meersburg verlebten. Der Besitzer derselben, Frhr. v. Laßberg — allen Germanisten unter dem Namen Meister Sepp wohlbekannt — Annettens

Schwager, hatte das Ordnen seiner umfangreichen und wertvollen Bibliothek Schücking übertragen. Auch die Drostse verlebte den Winter von 1841 auf 1842 auf der Meersburg und konnte sich an dem täglichen Verkehr mit dem ihr so teuren Menschen erfreuen. Hier entstanden die meisten ihrer lyrischen Gedichte eigentlich infolge einer Wette, die von der Dichterin siegreich gewonnen wurde. Es mögen schöne, gehaltreiche Tage gewesen sein, die ihr dort beschieden waren. Im Frühjahr gingen sie zu Ende. Schücking mußte trachten, eine dauernde Lebensstellung zu erringen, die Drostse kehrte wenig später nach ihrem stillen Rüschenhaus, dem Witwensitz ihrer Mutter zurück. Den inneren Verband beider konnte die Trennung jedoch nicht schädigen, das bezeugen die nun folgenden Briefe, in denen alle Liebe und treue Sorge, die ein Menschenherz bewegen können, Ausdruck findet. Nirgends die leiseste Spur von Sentimentalität, nur tiefes, echtes Empfinden und heitere Resignation. Schücking schickt der Freundin, die er als eifrige Sammlerin kennt, alle Kuriositäten, deren er habhaft werden kann; sie, andererseits verabsäumt nicht, ihm auch die kleinen Vorkommnisse ihres Münsterschen Bekanntenkreises mitzuteilen. Diese können uns nicht interessieren, für Schücking hingegen, der die Menschen und ihre Verhältnisse kannte, waren sie interessant. In der Ferne will man ja so gern wissen, was sich zu Hause begibt. Diese Mitteilungen waren

doch nur für ihn bestimmt. Nichts lag der Drofte ferner als der Gedanke, daß ihre Briefe an ihn jemals gedruckt werden könnten. Hätte sie geahnt, daß das zarteste Geheimnis ihres Seelenlebens einst vor aller Welt enthüllt werden sollte, dann wären sie sicher nie geschrieben worden.

Mittlerweile waren die Gedichte der Drofte zu einem stattlichen Band herangewachsen und der Moment gekommen, an die Sammlung und Veröffentlichung derselben zu denken. Es mußte nur noch die letzte Feile angelegt und eine Verständigung mit Schücking erzielt werden, der Verschiedenes geändert und sorgfältiger ausgearbeitet sehen wollte. Er hatte gewiß nicht Unrecht, wenn er den Mangel an Klarheit rügte, von dem manche Gedichte nicht freigesprochen werden können, andererseits hatte aber die Drofte triftige Gründe, bei ihrem Wahlpruch: sint ut sunt zu beharren, nicht aus Eigensinn, sondern aus richtiger Selbsterkenntnis. Das Traumhafte, Ahnungs- und Geheimnisvolle, das für diese echte Tochter Westfalens so charakteristisch ist, wäre in einer präziseren Ausführung nun und nimmermehr zu so ergreifendem Ausdruck gelangt. Auch die Stoffe, die sie gern wählte, hätten eine andere Behandlung schlecht vertragen. Da ist nur ein andeutendes Verfahren das richtige; es muß dem mit einiger Phantasie begabten Leser überlassen bleiben, das Nichtausgesprochene aus Eigenem zu ergänzen. Bei solcher

Macht der Stimmung, wie sie in diesen Gedichten herrscht, wird es ihm nicht schwer werden. Ein anderes ist es mit jenen Dichtungen der Drofte, die auf dem festen Boden der Wirklichkeit fußen. Hier offenbart sich ein gesunder, kräftiger Realismus und das künstlerische Vermögen, das im Geist Geschaute plastisch zu gestalten.

Da die Drofte vom literarischen Handwerk nicht das Geringste verstand, war es an Schücking, für einen Verleger zu sorgen. Dieser war bald gefunden. Im Jahre 1844 erschienen die Gedichte im Cottaschen Verlag, und der Schatz deutscher Poesie war um ein Kleinod reicher.

Die nun folgenden Briefe zeugen von der alten Herzlichkeit; die wichtige Veränderung, die kurz zuvor in Schückings Verhältnissen eingetreten war — er hatte inzwischen das schöne und lebenswürdige Fräulein Louise v. Gall geheiratet — konnte bis nun daran nichts ändern. Nach wie vor sah er in Drofte sein liebes, teures Mütterchen, und in ihr lebte die innige Teilnahme an seinem und der Seinen Schicksal unvermindert fort. Über ihre geheimsten Empfindungen, als sie den Freund die neuen Lebenswege beschreiten sah, gibt vielleicht eine Strophe ihres schönen Gedichts „Der Mittelpunkt der Welt“ (Letzte Gaben, Seite 14) Aufschluß. Sie lautet:



„Und der Moment, wo eine Rechte schwimmt  
 Ob teurem Haupte mit bewegtem Segen,  
 Und sich das Herz vom eignen Herzen nimmt,  
 Um weinend an das fremde es zu legen,  
 Hast Du ihn je erlebt? und standest dann,  
 Die Arme still und freundlich umgeschlagen,  
 Selig berechnend, welche Früchte kam,  
 Wie liebliche, das neue Bündnis tragen.“

Schwerlich hat sich die herzenskundige Dichterin darüber getäuscht, daß Schückings Verheiratung ein Wendepunkt in ihrer Freundschaft sei, daß sie ihm fortan nicht mehr sein könne, was sie ihm bis dahin gewesen war. Eine glückliche Ehe — und ihr heißester Wunsch war, daß die ihres Freundes eine solche sein möge — duldet kein Verhältnis von gleicher Innigkeit neben sich. Das ist in der Natur der Dinge gelegen. Niemand vermesse sich, daran etwas ändern zu wollen. Gewiß war sich die Droste, die von der Ehe den höchsten, idealsten Begriff hatte, darüber klar, doch sollte die Schuld nicht an ihr liegen, wenn die früheren Beziehungen nicht mehr dieselben blieben. Mit der größten Herzlichkeit kommt sie der jungen Frau entgegen, und will sie um so lieber haben, je glücklicher sie Schücking machen wird. In der That scheint eine Weile hindurch alles nach Wunsch zu gehen. Schückings machen der Freundin den übrigens erfolglosen Vorschlag, den Winter bei ihnen in Augsburg zuzubringen. Um so überraschter ist man, wenn dann der

Briefwechsel plötzlich abbricht. Der letzte der hier mitgetheilten Briefe der Droste ist vom Februar 1846; ihr Tod erfolgte erst zwei Jahre später. War in dem dazwischen liegenden Zeitraum eine Entfremdung eingetreten? Oder haben die späteren Briefe hier keine Stelle gefunden? Wir bleiben im Ungewissen darüber, und alle Vermutungen müssen als unstatthaft zurückgewiesen werden. Mit voller Bestimmtheit läßt sich nur sagen, daß Schücking bis an sein Lebensende das Andenken der Droste treu und heilig bewahrt hat.

Wer die Droste nach Verdienst würdigt, wird diese Briefe, in denen die ganze Wärme ihres Herzens pulsiert und ihr lebenswürdiger Humor an manchen Stellen bezaubernd wirkt, mit Teilnahme und Verehrung lesen. Und so sei das Buch dem Kreis derer, die bisher nur ihr Talent bewunderten, warm empfohlen. Man pflegt die Droste die westfälische Dichterin zu nennen, und allerdings fällt bei ihr die Stammeseigentümlichkeit stark ins Gewicht. Ihr volles Recht wird ihr aber erst dann widerfahren, wenn ganz Deutschland sie als eine seiner edelsten Dichtergrößen preist.